

Leonid Lentsch: Der Ski-Marsch

Früher Wintermorgen. Im Vorzimmer der Kommunalwohnung ist es noch ganz dunkel. Unter der Decke glimmt gedämpft eine etwa faustgroße Glühbirne. Die Studentin der Chemie Katja Jermolajewa, im blauen Ski-anzug und einer tiefigen 18 auf der Brust, steht sich vor dem Spiegel eine weiße Waschenmütze auf und ist dabei furchtbar nervös. Diese Nervosität hat ihren Grund darin, daß im Vorzimmer auch Katjas Mutter, Xenia Swotona, steht, eine kleine Greisin von spärlicher Beschäftigung. Im tragischen Flüsterton bittet sie Katja, sich zu besinnen, Verunreinigungen anzunehmen und nicht an diesem entsehligen Ski-Marsch Moskau-Leningrad teilzunehmen.

„Nebenleg es dir doch, Katja!“, stöhnt Xenia Swotona und springt vor Aufregung sogar ein bißchen in die Höhe. „Du willst sooo weit zu Fuß laufen! Und dazu noch auf diesen verdammten Hölzern! Du wirst doch unterwegs umkommen, mein Fräulein!“ — „Aber warum denn? Warum sollte ich unterwegs umkommen? Die anderen nicht, sondern gerade ich! Du weisst ja selber nicht, was du quasselst!“ — „Ach doch, ich weiß es genau! Du bist schwächlich, du hast als Kind die englische Krankheit durchgemacht. Bestimme dich, Katjenka, habe Mitleid mit der Mutter!“ — „Englische Krankheit! Sonderbar, daß du dich nicht gleich auch an meine Muttermale erinnerst. Alle Vursachen und Mädchen waren schon mit den Brettern in Leningrad. Buchstäblich alle. Und ich muß aus irgendeinem unerfindlichen Grunde dabei sitzen und die politisch zurückgebliebene Mutter bemitleiden! Wenn du es wissen willst, tu mir in der Tat leid: du bist schon über 50 und hast noch immer die Bedeutung des Skisportes nicht eingesehen!“ Die politisch zurückgebliebene Mutter verzieht sich rasch in ihr Zimmer und kommt eine Minute später mit einem Umschlag in der Hand zurück. „Da nimm“, sagt sie und reicht den Umschlag der Tochter. „Das sind 150 Rubel. Ich habe sie mir für einen Mantel zurückgelegt. Wenn du schon unbedingt nach Leningrad mußt, dann mach es so: lauf mit deinen verzeigten Freundinnen auf den Brettern bis zum Bahnhof und sag dann, daß dir der Fuß weh tut oder sonst was und lauf dir eine Fahrkarte — meinetwegen auch für den Expresszug. Die Bretter gibst du eis Gepäck an, und in Leningrad steigst du bei der Tante Sina ab.“ — „Ich danke dir vielmals, Mamachen, daß du mich lehrst, eine faßnenschaftige Verräterin zu sein. Sehr schön von dir! Wenn ich bloß wüßte, nach wem du so menschlichweise geraten bist?! Versteht' ich wirklich nicht!“ — „Da sieht man: die moderne Jugend!“ wendet sich Xenia Swotona an den Hals des Mitgliedes des Verteidigerkollegiums Pufekij, an diesen oft bewunderten Hals, der auf dem Kleiderständer hängt. „Man sagt ihnen, wie sie es sich leisten und besser einrichten können im Leben und sie schimpfen einen dafür mit solchen Worten wie ‚Menschewil‘ aus! Der verstorbene Vater hätte sich, wenn er das hören könnte, im Grabe ungedreht!“ — „Genug, bitte! Ich habe keine

Zeit mehr. Ich komme ohnehin zu spät. Auf Wiedersehen, Mutchen. Alles Gute. Aus Leningrad schreib ich dir.“ Katja Jermolajewa küßt die Mutter entschlossen auf die Wange, hebt die St auf die Schultern und geht auf die Treppe hinaus. Xenia Swotona hüft ihr nach. „Katjuscha kehre um! Komme zurück! Es können auch noch unterwegs auch Wölfe überfallen!“ — „Wer hat Angst vom bösen Wolf . . .“, trällert Katja und geht weiter. „Rein Gott! Rein Gott!“ jammert die Mutter. „Was sind das jetzt für Mädchen?! Vor nichts haben sie Angst! Wenn du wenigstens diese 18 durch eine andere Zahl ersetzen würdest! Das ist doch eine Unglückszahl!“ — „Aberglaube, Mutchen, aber . . . Wenn du un-

Rein? Ei, ei, ei!“ Bei diesen Worten schüttelt er den grauen Kopf und schmalzt betrübt mit der Zunge.

Schließlich bringt der Briefträger eine Postkarte aus Ljuban. „Liebe Mama,“ schreibt Katja, „wir laufen gut, sind froher Dinge und lachen in einemsfort. Ich laufe nordwestlich und werden ich besonders müde. Bald sind wir in Leningrad. Wir hoffen, den Weltrekord zu brechen. Ueber uns schreibt man bereits in den Zeitungen und bereitet uns einen feierlichen Empfang vor. Mach dir um mich keine Sorgen. Ich esse so viel, daß es einfach schrecklich ist. Ich küsse Dich vielmals. Katja.“

Abends kommt zu Xenia Swotona Pufekij. Er küßt ihr galant die Hand und fragt wie gewöhnlich: „Haben Sie schon Nachrichten von Ihrer Artemis?“ — „Natürlich Katjuscha hat mir eine Postkarte geschickt. Aus Ljuban. Sie geht nordwestlich.“ — „Da haben Sie die moderne Jugend!“ ruft die „Libelle“ aus. „Die Mutter ist hier nervös, vergeht vor Angst, und sie macht sich nichts daraus. Wenn sie schon unbedingt nach Leningrad wollte, hätte sie ja bis zum Bahnhof laufen können und dort sagen, daß der Fuß weh tut, oder etwas Ähnliches, und dann eine Fahrkarte nehmen und ruhig und vernünftig hinreisen. Da hätte sie ihr Veranügen, und die Mutter brauchte sich auch nicht aufzuregen.“ — „Was reden Sie da, mein Vetter?! Sie wollen, daß meine Katja faßnenschaftig und eine Verräterin sei? So denken nur Menschewiki, mein Vetter!“, erwidert Xenia Swotona. — „Was haben damit die Menschewiki zu tun? Müht jeder kann zu Fuß nach Leningrad trotten. Ihre Katjuscha ist ein ganz schwaches Kind.“ — „Keine Katja und schwach? Was ist das heute mit Ihnen?! Ich bitte Sie! Meine Katja ist: Milch und Blut! Ein Sportsmädel! Sie ist nie krank gewesen, und Sie sagen, sie sei schwach!“ — „Meinetwegen. Aber es kann ihr doch unterwegs Gott weis was zu stoßen! Sie kann von Wölfen überfallen werden!“ — „Diese Wölfe fürchten sich nicht vor dem bösen Wolf, mein Vetter. Sie haben vor nichts Angst.“ Die „Libelle“ sieht die rot gewordene Xenia Swotona erkannt an, hebt eine Augenbraue und meint: „Sie sprechen so, als ob Sie demnächst selber auf Skiern nach Leningrad laufen wollten, der Tochter nach . . .“ — „Wäre ich jünger, mein Vetter, so wäre ich ohne weiteres hingegangen. Ueber Katja schreiben schon die Zeitungen. Sie tun mir leid, mein Vetter. Sie sind immerhin ein Mann im Jahren, über 50 sind Sie wohl bestimmt, und bis auf den heutigen Tag haben Sie die Bedeutung des Skisportes noch nicht erfasst!“

Plötzlich klingelt das Telefon. Xenia Swotona hebt den Hörer ab. „Katja? Katja ist nicht zu Hause. Sie ist nach Leningrad gegangen. Was heißt das: ‚Wieso gegangen?‘ Sehr einfach: wie alle Menschen nach Leningrad gehen. Auf Brettern natürlich.“

Pufekij stebt vom Sofa auf, drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus, brummt „Auf Wiedersehen“ und geht fort.

(Deutsch von Gregor Jarcho).

Menschheitsglaube

Es wandert eine schöne Sage
Die Weisheitslust auf Erden um,
Die schenkt eine Liebeslage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerverlieben
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst kienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Vort,
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigennetzes Widersprechen,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und bösslich sie verloren hat,
Der wäre besser angeborn,
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Gottfried Keller (1819—1890).

bedingt willst . . . Schön, meinerwegen, ich werde die Nummer mit Kinka Schwostowa tauschen. Sie kommt nämlich bestimmt an, sie hat vor nichts Angst, sie ist bei uns Meisterin und geht schon zum zweiten Male nach Leningrad . . .

Es vergehen Tage. Xenia Swotona sehnt sich nach der Tochter und nimmt sichtlich ab. Wenn Katja telephonisch angerufen wird, erklärt Xenia Swotona mit Grabesstimme: „Ist nicht zu Hause. Ist fortgegangen. Nach Leningrad. Ja, ja, zu Fuß. Auf diesen . . . auf Skiern . . .“ Im Antje und im Hause haben alle Verständnis für ihre Sorgen. Besonders das Mitglied des Verteidigerkollegiums, Abram Michailowitsch Pufekij, der Zimmernachbar, den Katja immer mit einer Libelle verwechselt, küßt mit Xenia Swotona mit. Jeden Morgen, wenn er ihr im Gang begegnet, fragt er: „Haben Sie schon Nachrichten von Ihrer Artemis?“

Das finnische Schweigen

Sensationeller Erfolg eines modernen finnischen Schauspielers

In den Theatern Finnlands und Estlands erlebt das finnische Schauspiel „Miss Tabuoren naiset“ (Die Frauen aus Nistaburi) von Juhani Tervapää sensationelle Erfolge. Aufführungen in Stockholm, Oslo, Warschau und London stehen bevor.

In Helsinki ist es das Kansan-Teatteri (Volkstheater), das eine vorbildliche Aufführung herausbrachte.

Was ist es, das die Menschen überall, wo das Stück gespielt wird, ins Theater zieht? Kurz und bündig gesagt: einmal die lebendige Atmosphäre des Schauplatzes und der dramatischen Handlung und zum andern die urgerade, moderne, fortschrittliche, geistige Haltung des Verfassers. Menschen stehen im Mittelpunkt dieses Stückes, lebendige, blutvolle Menschen, die nicht kleinlichen Maximen und im voraus genau vorgeschriebenen Normen ihr Leben unterordnen wollen, sondern den Mut haben, aus der Enge, Kleinheit und Dumpfheit eines erdrückenden Lebens herauszutreten und — dem Menschsein zu leben. Da heutzutage „Mut haben“ schon an und für sich ein Wunder und eine Tat ist, so müssen die Menschen, die hier bei diesem Stück im Theater echtestes Leben in seinen natürlichsten Konflikten erleben, in dieses Theater strömen, weil es ihnen das gibt, was irgendwo in einem versteckten Winkel ihres Herzens mehr oder weniger noch glimmt — als letzter Rest eines ursprünglichen, stolzen Freiheitsgefühls.

Auf einem typischen finnischen Bauernhofe im Ladojalande herrscht noch die alte Mutter. Der Sohn und einzige Erbe ist verheiratet und hat zwei Kinder. Dieser Sohn ist in die neu ins Dorf gekommene junge Lehrerin verliebt. Obwohl die Lehrerin als auch der junge Gutsherr stehen in einem großen Konflikt: auf der einen Seite die Tradition eines schematisch bis ins einzelne vorgezeichneten Lebens und auf der anderen Seite der Drang, das Leben selbst in die Hand zu nehmen, selbst zu gestalten, um aus der Enge dieses niederdrückenden Lebens herauszukommen. Das führt die beiden Menschen zusammen und schafft in der dörflichen Umgebung einen großen Skandal. Alles mögliche wird nun versucht, um die heikle Sache aus der Welt zu schaffen. Dabei ziehen an uns die Vertreter der Elite des Dorfes — eben die alltägliche Welt — in prachtvoll gezeichneten Charakteren vorüber. Aber da ist die alte Mutter, die das Geschick des Hofes kraftvoll führt und leitet und die auch diese Geschichte zu ordnen versucht. Unter vier Augen nimmt sie die Beteiligten vor. So scharf es dabei zugeht — wie ein mächtiger Granitblock steht die alte Frau da, läßt sich durch nichts aus der Ruhe bringen, nicht hinreißen, kein böses Wort kommt über ihre Lippen, sondern mit der Überlegenheit eines großen, gefestigten, menschlichen Herzens betrachtet sie diesen Familienkonflikt.

Elsa Rantalainens Verförperung dieser Rolle der Mutter ist vollendete Menschengeist. Das finnische Schweigen — „viel Zeit und wenig Worte“ — und der tiefe Ernst der Menschen hier oben erhalten durch diese Darstellerin ihren lebendigen Ausdruck und die tiefste schauspielerische Gestaltung. Ihre Gegenspielerin ist die junge Lehrerin, mit spärlichen Mitteln arbeitend und mit vorbildlicher Sprachbehandlung. Eine starke überzeugende Leistung. Der Höhepunkt ist die Aussprache der Mutter mit der Lehrerin und dann mit dem Sohne. So

entschieden die alte Frau dieses Verhältnis ablehnt, nie wird sie ausfallend, verlegend, sondern immer ist sie die gütige, vernehmende Frau, an deren reicher Lebenserfahrung und sicherem inneren Halt alle Stürme, die dieser Konflikt mit sich bringt, zerfallen und zerbrechen.

Bei einer letzten Auseinandersetzung in der Schulvorstandssitzung verläßt dann die Lehrerin

„Eßt gut und viel und werdet dadurch schön!“

Von A. S. (New-York)

Der Wahlhumel in USA ist vorüber. Sollte man es den amerikanischen Blättern geglaubt haben, ging alles in gigantischem, oder wie man es jetzt zu nennen pflegt: in planetarischem Maßstabe zu. „Der Wahltreue Roosevelts wohnen in Kansas-City hunderttausend Menschen bei“ — billiger durfte es der gut bezahlte Reporter nicht machen. Doch auch die Gegner Roosevelts haben es verstanden, mit der Propaganda nicht zu geizen. „Zweihunderttausend Menschen demonstrieren für Laund“, verkündete ein anderer Reporter. Wo? In Detroit, wo der schlaue Astet Ford regiert. Alles, was er an Tabak, Wein und hauptsächlich an den Arbeitslöhnen gespart hatte, soll er für seinen Kandidaten geopfert haben. Er hat aber an den Wahlen auch sehr gut verdient, denn im Wahlhumel gingen sehr viele Fordwagen kaput. Diese sind nach demselben System gebaut, wie die amerikanischen Radio-Apparate: sie sind verhältnismäßig billig, verlangen aber das Doppelte an Reparaturen und Ersatzteilen. Ob man die Profite auf der Stelle, oder nach einer kurzen Weile einsteckt, ist schließlich egal.

Nun ist der Wahltrubel vorüber, und stehen da, man erfährt aus USA, daß das Leben eigentlich seine gewohnten Wege geht. Die Frauen haben wie immer mit Wasser und nicht mit Wahlbrausen gefodt. Die New Yorker Hochbahn funktioniert präzise und besforderte die müden Neger nach Harlem und die überanstrengten Juden nach Bronx. Chicago, diese Stadt, die an Reklamiererei mehr als jede andere Stadt in der Welt verbraucht, sandte nach wie vor ihre bunten Strahlen gen den nächstliegenden Himmel mit all dem Zeug, das an ihm lose in der Form von Siernen hängt. Die Elektrizitätsarbeiter — es sind 17.900 nach der offiziellen Publikation — haben also ihre tägliche Arbeit verrichtet, statt der Zukunftsmusik der alles versprechenden Propagandarederer zu lauschen. Die Hollywood-Stars führten ihre Ehescheidungsprozesse weiter und haben weder ihre Glanzrollen den Direktoren zurückgeschickt, noch ihre Glanzgagen an die Kassenverwaltungen der Wahlgegner geschickt. Dazu fiel gerade in die Wahlperiode ein Besuch, der ganz Hollywood in Aufregung versetzte, denn der Mann kam mit der Absicht, die ganzen dort geltenden Ernährungssysteme revolutionär umzustürzen. Die Hollywooder Sterne und Sternchen aber, die keine Nahrungsforgen haben, sind für Ernährungssysteme sehr empfindlich.

Kommt da ein smarter Amerikaner — er heißt Benjamin Galsford-Hauser — nach Hollywood und wirft auf den Tisch der Hollywooder schlanksten Damen ein Buch, ja wirft mit dem Buch die ganzen Hollywooder Lehren über Abmagerungskuren um. Nicht, daß er eine ganz

für immer das Haus — der Erde des Hofes folgt ihr, den Hof Frau und Kindern überlassend.

Dieses Schauspiel ist eines der besten Stücke der finnischen dramatischen Literatur, das überhaupt geschrieben wurde. Weil die nationale Eigenart der finnischen Menschen so unerhört stark gestaltet ist, vermag das Werk, wo es auch immer im Auslande gespielt wird, in gleicher Weise das Publikum im Inneren zu erfassen, denn das Problem durchgittert überall, wo Menschen wohnen, die Herzgen.

— 3 —

neue Abmagerungskur erfunden hätte! Im Gegenteil, er behauptet, daß man gut und reichlich essen kann, sich satt essen soll, um gerade dadurch die Schönheit zu steigern und die Jugendlichkeit zu behalten. Nun, mit solch einer simplen Weisheit kann man in USA kein Geschäft machen. Daher macht der geachtete Herr zuerst eine „epochenmachende“ Erfindung, begründet sie dann „wissenschaftlich“ in einem Buche und nennt es verlockend: „Ästhetisches Regime!“ Mit der eigentlichen Ästhetik, wie man diesen Begriff noch immer im rückfälligen Europa definiert, hat seine Lehre nichts gemeinsames. Er darf auch die so selbstbewußten Damen aus der Umgebung des Wall-Streets oder die Modepüppchen vom Broadway nicht belehren, wie man ästhetisch die Gabel mit Besteck in den Mund führt oder mit einer ästhetisch tadellosen Armbewegung nach einer zweiten Portion Creme langt. Er sagt nur: Eßt noch mehr Beefsteak und habt keine Angst vor dem süßen Creme, denn erst durch das Vertilgen von beiden Delikatessen werdet ihr schön werden und jugendlich bleiben. Da aber ein Buch, wie ein Kind, einen Namen haben muß, nannte er seine Lehre „Das ästhetische Regime“.

Was macht nun ein Amerikaner, wenn er einen so „genialen“ Einfall hat? Sendet er Plakate, wie sie auch in Prag zu sehen sind: „Trinkt Milch, denn Milch ist gesund!“, oder „Eßt Fisch, die beste Nahrung des Volkes!“? Nein, er reist nach Hollywood und sucht sich dort seine ersten Adepten. Und siehe da, keine Geringeren als Grace Moore, Joan Crawford und Ruth Chatterton, — dies erzählt er selbst in den neuen Auflagen seines Buches — sind sofort seine treue Anhängerinnen geworden. Warum? Wir nehmen an, daß diese Sterne, durchaus nicht astralischer Art, sondern mit Fleisch und Blut behaftete, schon lange es überdrüssig haben, ewig, durchaus nicht aus Mangel an Geld, zu hungern. Keine dänische Schauspielerin, die auf den Namen Olga Benjamins hörte und sich ihrer Körperfülle nicht genierte, war schon vor Jahren ehelicher. Als sie im Restaurant gefragt wurde, welches Menu sie gewählt habe, pflegte sie den Kellner anzuschreien: „Mann, ich will kein Menü haben, ich will gut essen!“ Hollywood, das jetzt seine Ehrlust entdeckt hat, hinkt also nach. Aber Hollywood berüchtigt es, auch daraus eine Sensation zu machen. Die amerikanische Frau hat ihre Sensation und der Herr Benjamin Galsford-Hauser, nachdem die erste Million Exemplare seines Buches ausverkauft ist, sein Geld. Er kann sich sattessen oder, falls er kein Anhänger seiner eigenen Lehre ist, das allerfeinste und leichteste Menu verlangen. Nein, er ließ sich nicht lumpen, genau wie die künftigen „Nächsten“ Hollywoods sich nie lumpen lassen. Sie haben ihn

ihre Namen für die Vorrede zu den neuen Auflagen gegeben, er hat aber ihnen auch plausibel gemacht, daß keine Kamera scharf genug ist, um die 10 Kilo, die die verehrten Künstlerinnen nach seinem „Regime“ zunehmen werden, sofort zu registrieren. Um so besser für die Millionen von amerikanischen Frauen, die glücklicherweise nicht vor den Kameras, sondern vor ihren Spiegeln stehen.

So geht Benjamin Galehford-Hausers Ruf: „Eht gut, eht euch satt und werdet dadurch schön und bleibt dadurch jugendlich“ durch ganz U.S.A. Seine Rezepte (die fehlen nicht im Buche, das wissenschaftlich wirken will), werden erprobt, geprüft, besprochen, diskutiert und . . . angewendet! Dabei weiß er es nicht, und die amerikanischen Damen bestimmen auch nicht, daß vor etwa 100 Jahren in Deutschland ein illustrierter Mann lebte, der aus ästhetischen, besser gesagt: aus gefühls-ästhetischen Gründen die gut ernährten biden Frauen als Ideal darstellte und propagierte. Er hieß *L i e d*, und die Literaturhistoriker erzählen von ihm — mit Recht — daß er die deutsche Romantik mitgeschaffen hatte. Die ehllichsten von ihnen verschweigen auch nicht, daß er sich nach vielen ausgefochtenen Kämpfen, berstimmt und verärgert, von der Literatur zurückgezogen hat. Und seine Biographen erzählen gar noch ein Detail aus seinem späteren Leben.

Er hat nämlich nicht nur eine sehr dicke Frau geheiratet, sondern auch eine Schrift veröffentlicht, wo er ziemlich offen seine ästhetischen Genüsse beim Anblick seiner biden Ehehälfte darlegte. Diese Schrift war nach den damaligen Begriffen höchst „unanständig“ und daher verschwiegen und unterdrückt. Erreichte nicht mal eine Auflage von 1000 Exemplaren, na ja, Lied war kein smarterer Amerikaner und hatte kein Hollywood zur Hand. Ich möchte Herrn Benjamin Galehford-Hausers nur empfehlen, in die nächsten Auflagen seines Buches Lieds Erfahrungen und Beobachtungen und mehr einzuflechten. Dann wird er auch den amerikanischen Männern die Augen öffnen und klarlegen, welche ästhetischen Genüsse ihnen diese Frauen darbieten können und werden, wenn ganz Amerika nur solche haben wird. Damit wird er den Ausverkauf seines „Ästhetischen Regimes“ auf zwei Millionen Exemplare bestimmt steigern.

In Italien / Von Sonka

Wie matte Mäven ducken sich die Hütten, Manömal vereinzelt schon, dann wieder eng im Schwarm.

Ich geh von Haus zu Haus entblühten Hauptes bitten:

Signore, prego, pane, bin müde, einsam, arm.

Es laufen laß die Neben über das Gelände Und dunkel Pinien ins Land, Die Wogen geißeln Felsenwände, Spärlicher Lorbeer krängt den Strand.

Es läßt ein Frost, der Tag hat ausgelitten, Die Winternacht ist da, es schneit, es weht. Avanti! schreit das Dorf, ich kriech mit wunden Schritten

Von Tür zu Tür: Mensch, der um nichts als Liebe betteln geht.

Avanti! brüllt der Bauer. Nun soll mein Herz zerhacken, Ich es verhungert, an der Küstenwand!

Ich richt mich auf, ich hör im Sturm die Wellen:

Steh dir ein Bauernhaus in Brand

Und wärme die erkarrten Hände . . . Ein Blitz erleuchtet das Gelände. Landeinwärts fliehen Hütten, bettelarm, Gehetzter Vogel tobender Schwarm.



Worte, die Menschen waren

Edward Graf von Sandwich

Der englische Aristokrat war kein besonderer Feinschmecker, noch gar ein Amateur der Kochkunst. Und wenn die „Sandwichs“ seinen Namen erhielten, so geschah das aus einem sonderbaren Grunde.

Der Graf hatte mit einigen Freunden eine geheime Gesellschaft gegründet, deren Ziele der Regierung mißfielen. Verhaftungen wurden angeordnet. Angefichts der Gefahr berriet der Gründer seine Freunde an die Behörden. Auf diese Weise gewann er die Gunst einflußreicher Personen. Er machte eine glänzende Karriere,

war mehrmals Staatssekretär, dann Postminister und erster Lord der Admiraltät. Aber er verwannte wenig Zeit für seine Verwaltungsgeschäfte. Er hatte die Gewohnheit, niemals Eingaben zu lesen, wenn die Unterschrift nicht auf der ersten Seite stand. Der Grund für dieses Prinzip war, daß er es immer eilig hatte. Nicht wegen seiner vielen und schweren Amtsgeschäfte, sondern weil er ein fanatischer Spieler war. Die Zeit, die er nicht am Spieltisch verbrachte, war für ihn verlorene Zeit.

Um sich nicht vom Spiel ablenken zu lassen, um nicht gezwungen zu sein, den Spieltisch zu verlassen, wenn er Hunger hatte, ließ er sich am Spieltisch jene Brote servieren, die man seitdem „Sandwichs“ nennt.

Er selbst und sein schlechter Ruf gerieten in Vergessenheit und Millionen von Konsumenten von Sandwichs kennen die Herkunft dieses Ausdrucks nicht.

Marschall von Neffis-Prasin (1593—1675.)

Der Küchenchef des Marschalls bereitete eines Tages als Nachtschicht jene Lederbüchsen, die wir Pralines nennen. Er hatte einen großen Erfolg damit und erntete allgemeines Lob. Aber nicht der Erfinder, sondern der Marschall hatte die Ehre, daß sein Name in ihnen weiter lebte.

Der General Henry Schraynel

Dieser General ist der Erfinder des Geschosses, das seinen Namen trägt. Dank dieser Geschosse wurde die Schlacht von Waterloo gewonnen. Aber trotz dieser glänzenden Bewährung der Erfindung zog der Erfinder keinen Gewinn daraus. Der Kriegsminister vergütete ihm nur die Unkosten, die er während der Zeit gehabt hatte, da er an seiner Erfindung arbeitete und sein Name wurde erst den Geschossen gegeben, als er schon ein Greis war.

Nicolas Chauvin

Einen übertriebenen, bornierten Nationalismus nennen wir Chauvinismus. Dieser Ausdruck existiert seit der Zeit Napoleons. Er kommt von einem Offizier der Großen Armee, von einem gewissen Nicolas Chauvin aus Rochefort, der die Bewunderung und den Respekt seiner Kameraden und seiner Heimat hervor-

Die Bombe

Von Fritz Hoff

„Komm nachher mal mit auf's Klosett!“ flüsternte Nico seinem Kollegen Pietro zu, der neben ihm an der Drehbank stand. „Wenn du siehst, daß ich rausgehe . . .“

„Bist!“ machte Pietro und betvegte kaum merklich den Kopf, „der Meister!“

Er beugte sich wieder nach vorne und feilte weiter an der Kupferhaube, die er vor sich hatte.

Der Lärm der Maschinen verschluckte die Melodie, die er beim Feilen vor sich hinpfiff: es war irgendein napolitanisches Fischerlied, weich und sentimental.

Arkl Arkl machte die Feile. So machen's auch die Motoren, nur lauter, dachte Nico. Die Motoren der Flugzeuge, der Caproni und Savoia, und der Germanos . . . Und unten, an den Bänken der Maschinen, hängen die Bomben — auch meine Bomben —

Einer der Kameraden, der kleine Leonardo, hatte ihm gestern abends eine französische Zeitschrift gezeigt — eigentlich nur zwei Seiten daraus: zwei Seiten, auf denen nichts anderes abgebildet war als die verblümmelten Leichen kleiner Kinder. Eine der Leichen, dieser armen, kleinen, toten Körperchen, hielt noch

die Puppe in der Hand. Mitten in ihr kindliches Spiel war die Bombe gefallen — Reiß Gott, woher Leonardo die Zeitung hatte. Es war schon fast nichts mehr zu erkennen, durch so viele Hände war sie gewandert, ehe sie zu Leonardo und Nico gekommen war. Wenn man die Zeitung fand — sie alle suchten, daß erst vor wenigen Tagen zwei Arbeiter aus den Fiat-Werken erschossen worden waren, weil sie für die spanischen Arbeiter gesammelt hatten, für die Väter und Söhne der kleinen Leichen . . .

„Kannst du mir die Zeitung nicht geben für ein paar Stunden wenigstens?“ hatte Nico gefragt. Leonardo hatte sie ihm nicht geben können — sie mußte noch durch viele hundert Hände wandern, und jede Minute durch eine andere. Ihr Weg war vorgezeichnet. Ein Blick darauf mußte genügen — und er hatte Nico genügt.

Fast die ganze Nacht hatte er wachgelegen und nachgedacht. Er war erst eingeschlafen, als draußen der schmutzig-graue Morgen an den Fenstern hochzog — aber als er einschlief, spielte ein leises triumphierendes Lächeln um seine Lippen.

„Sel!“ flüsternte Pietro neben ihm. „He. Nico. Gestern sind wieder zweitausend Schwarzhemden von Neapel abgegangen.“

Nico nickte. Er wußte, wohin sie gefahren waren. Er dachte an die Leichen der Kinder. Blut und Tränen stiegen plötzlich in ihm hoch.

Er legte die Gewindeschraube aus der Hand und drehte sich um. Mit schweren Schritten ging er durch den Fabrikal den Ausgang zu. Dem Meister, der ihn mißtrauisch ansah, warf er das Wort „Sch . . . haus!“ hin, so wie der Reiche dem winzigen Bettler einen Solbo in die Mütze wirft.

Draußen wartete er, bis Pietro kam. Die beiden flüsternten miteinander.

Als Nico in den Saal zurückkam, verwies ihm der Meister mit erschütterter But in der Stimme das laute, fröhliche Pfeifen . . .

Die Pariser Morgenzeitungen vom 8. Dezember 1936 meldeten:

Bei einem der letzten Luftbombardements von Madrid warf ein dreimotoriges Caproni-Flugzeug über der Plaza de Callao eine Bombe ab, die nicht explodierte. Milizionäre brachten die Bombe in das Laboratorium der Verteidigungsjunta von Madrid. Dort fand man im Innern der Bombe statt der Explosivstoffe alte Zuckerehen, die einen Zettel umgaben, auf dem stand: „Die italienischen Arbeiter wollen nicht die Mörder des spanischen Volkes sein!“



Copyright P. L. B. Sax & Copenhagen



Adamson setzt dem Werk die Krone auf

gerufen hatte durch enthusiastische Kundgebungen eines stolzen Patriotismus.

Schließlich wollte er aber seine patriotische Heberhöhung immer weiter treiben und erreichte so, daß die Bewunderung seiner Mitbürger in Xtonie umschlug. Er machte sich lächerlich. Heberall z. B. verkündete er: Wenn ich den Vertrag von 1815 unterzeichnet hätte, würde ich mir die Hand abschneiden. Seine Verühmtheit erwachte jedoch noch einmal. Aber nur für kurze Dauer. Im Jahre 1831 wurde er in einem Theaterstück dargestellt als großmäulige und lächerliche Figur. Die Zuschauer lachten und vergaßen ihn bald wieder. Der Ausbruch „Chambinismus“ aber ist im allgemeinen Gebrauch geblieben.

Eine wunderbare Idee

Von Walter Jelen

Juan Guerra y Siberia, der Sekretär des Magistrates der hübschen kleinen spanischen Stadt Medina, sprang freudig erregt von dem feingeknüpften, alten Lehnstuhl auf und durchmaß mit großen Schritten sein Amtszimmer. Dann rief er einen jungen Beamten zu sich und sagte ihm:

Miguel, ich habe einen Auftrag für dich. Reiche mir augenblicklich den Plan für ein — hm — Anstalts-Häuschen, und zwar in die Calle Monterone vor die Villa Numero eins!

Dann trat er zum Fenster und betrachtete das bunte Leben und Treiben, das unten am Marktplatz vor dem alten Rathaus herrschte...

Zwei Stunden nachher erschien Miguel mit dem Plan.

„Ist es gut so...?“ fragte er.

Senor Juan sah sich die Planstizze genau an. Dann sagte er: „Arab —! Es ist in Ordnung, mein Junge.“

Kam aber fiel ihm ein, daß er ordnungshalber den Besitzer der Villa Calle Monterone beizuhändigen müsse, daß vor seinem Haus ein

derartiger Bau aufgeführt werde. Und flugs setzte er sich hin und teilte ihm dies in einem höflichen Brief mit.

Bereits wenige Stunden nachher erschien Don Primo Guelbo, der Besitzer der betreffenden Villa und bat den Sekretär doch um Himmels willen, dieses Häuschen nicht gerade vor seine Villa zu bauen. Der Sekretär erklärte darauf, liebenswürdig lächelnd, daß er zu seinem aufrichtigsten Bedauern nicht in der Lage sei, diesbezüglich Änderungen vorzunehmen zu können. Dann wies er auf dem Tisch liegenden Plan. Nochmals appellierte Don Primo an die, wie er sagte, geradzu sprichwörtliche Hilfsbereitschaft des allverehrten Magistratssekretärs.

Schließlich verabschiedete er sich mit einem herzlichen Handschlag von dem Stadtgewaltigen. Dieser entdedte nachher, daß der Hausbesitzer hierbei taktvollerweise einige Hundert-Pfeten-Roten ihm in die Hand gedrückt hatte. Daraufhin gab er dem jungen Beamten den Auftrag, eine neue Planstizze anzufertigen, auf welcher das Häuschen von Calle Monterone zwei aufzufahren habe...

Um es kurz zu fagen: In der Calle Monterone gab es vierundzwanzig schmutze, schöne Villen, die durchwegs vermögenden Deuten gehörten...

Nachdem der letzte der vierundzwanzig Willenbesitzer den berehrten Senor Juan aufgesucht hatte und der Beamte Miguel vierundzwanzig Pläne hatte machen müssen, erlaubte sich dieser schließlich debot zu fragen:

„Senor Sekretär, so sagt doch, bitte, wo soll dieses Häuschen endgültig gebaut werden...?“

„Gebaut werden...?“ stammte der Sekretär und lachte vergnügt. „Mensch! — Miguel! — Wer spricht von Bauen...?“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau

SCHACHAUFGABE Nr. 317.

Von R. Kayala, Tampere (Finnland).

Schwarz: Kc7, Lh8, Sa7, c6, Bc7, f6. (6)



Weiß: Kf4, Tb6, g3, Lc3, e6, Se1, Bd5. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 314: Dg5-g6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutal Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebler Emil, Tetschen; Habl Erw'n, Schindler Robert, Freundl Anton, Tyle Vladimir, Hofheld Otto, Lohmüller Hans, Chmiak Teo, sämtlich Nesteritz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Vaníček Franz, Hertine; Schöffel Anton, Schönbütz; Röder Erhard, Oimütz; Bretschneider Otto, Drakowa; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Hyna Josef, Hostomitz; Trltsch Gustav, Wistarschan.

K. R., Prag-Branik: Nachdem in betreffender Partie im 9. Zuge Lc8 noch nicht gezogen war, kommt doch Dxc7 gar nicht in Frage. Bitte nochmals nachzusehen.

Allen Schachgenossen und Mitarbeitern die besten Wünsche zum Jahreswechsel!

PARTIE Nr. 121.

Französisch.

Gespielt im Wettkampf der Arbeitervereine Schüren-Euring 1932.

Weiß:	H. Beltza.	Schwarz:	P. Wand
1.	e2-e4	67-	e8
2.	d2-d4	d7-	d5
3.	Sb1-c3	Sg8-	f6
4.	Lc1-g5	Lf8-	e7
5.	Lg5-e3	Sf8-	d7
6.			

Das Tempospiel verlangt Lxe7, Dxe7, De2! 0-0! usw. Der Textzug ist jedoch auch nicht schlecht, doch könnte Schwarz mit energischem Zug auf das weiße Zentrum c5! Sc6! usw. leichter zum Gegenstoß kommen als es bei LxL wäre.

6.		d7-e5
7.	Sg1-f3	a7-a6?

Dieser Zug ist nicht notwendig, daher zwecklos, es mußte Sc6 kommen, und Schwarz hätte Ausgleich.

8.	Lf1-d3	0-0?
9.	h2-h4!	f7-f6?

Verfrüht, die Konsequenz verlangte Sc6. Jetzt wird Weiß recht energisch.

Eine verhängnisvolle Schwächung, die der Gegner durch dreifache Figurenoper zu einer prachtvollen Mattführung ausnützt.

10.	Sf3-g5!	f6xg5
11.	Ld3xb7+!	Kg8xh7

Das zweite Figurenoper ist ebenfalls zwingend, denn es muß angenommen werden, das sowohl auf Kf7 als auch auf Kh8 Matt durch Dh5 folgt.

12.	h4xg5+	Kh7-g8
13.	Th1-b5+!!	

Dieses prachtvolle Opfer ist die Pointe der Kombination.

13.		Kg8xh8
14.	Dd1-h5+	Kh8-g8
15.	g5-g6	

Schwarz wird nun in drei Zügen matt und gibt daher auf. Wie schnell sich doch Eröffnungsfehler rächen. Die Partie zeigt wieder mal deutlich, wie notwendig Eröffnungskenntnisse sind.